

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

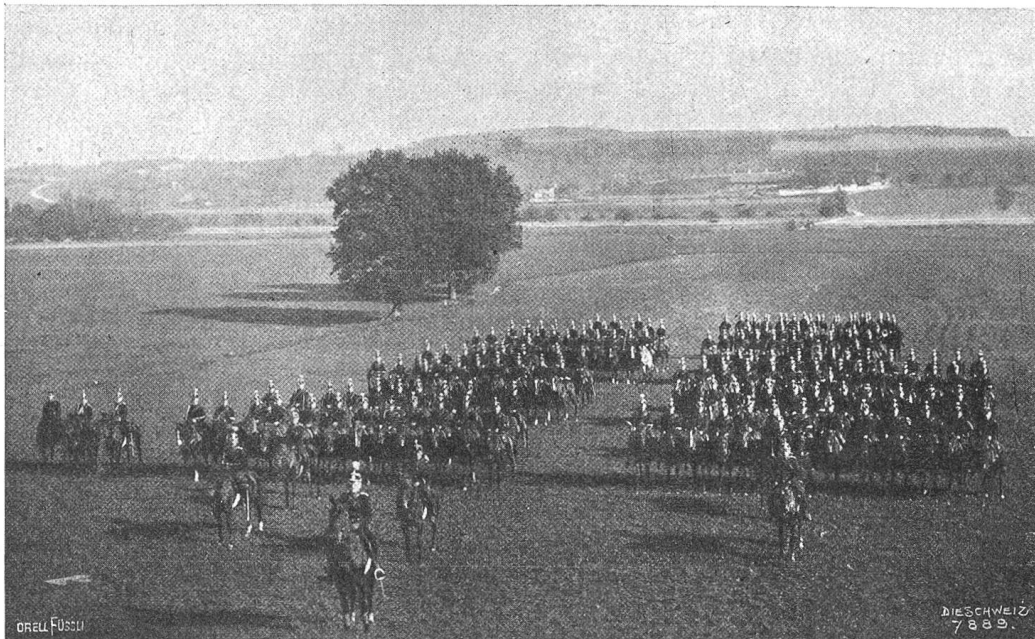
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweizerische Kavallerie-Schwadron. Phot. G. Ruratle, Zürich.

Politische Uebersicht.

Zürich, 7. April 1915.

Scharfe Worte sind wiederum gewechselt worden zwischen London und Berlin. Grey hat gesprochen, wie man im Zorne spricht, indem er alle Schuld am Kriege Deutschland aufbürdete, das auch schon die Kriege von 1864, 1866 und 1870 gemacht und jetzt weder den Rat des Zaren, den serbisch-österreichischen Konflikt vor das Haager Schiedsgericht zu weisen, noch den englischen Vorschlag, zur Schlichtung des Konflikts eine europäische Konferenz einzuberufen, angenommen und eben damit klar bewiesen habe, daß es den Krieg wollte. Herr von Jagow antwortete darauf, daß man Oesterreich nicht habe zumuten können, mit Serbien vor einer Konferenz zu erscheinen, zumal dieser Streit nur jene beiden Länder etwas angehe. Es war aber doch ein Fehler und ein furchtbares Unglück, daß man es mit dieser Konferenz nicht wenigstens noch versucht hat; denn daß der serbisch-öster-

reichische Konflikt nicht nur jene beiden Länder etwas anging, das spürt heute der letzte Senn auf den Schweizeralpen und der letzte Fischer in den Fjorden Norwegens. Und ist es für das um sein Leben kämpfende Oesterreich nun etwa „würdiger“ und angenehmer, in deutschen Blättern — mit Zulassung der Zensur! — den freundschaftlichen Rat zu lesen, ein Stück seines Landes herzugeben, um Italien zu befriedigen?

Italien! Bis zur nächsten „Rundschau“ werden wir wissen, wo es hinaus will mit ihm. Trotz bedenklichen Anzeichen aller Art, trotz schwarzem Pessimismus in Briefen und Zeitungen aus dem Süden können und mögen wir den Glauben noch nicht fahren lassen, daß es Frieden halten wird bis zum Ende. Noch rollen die deutschen Kohlenzüge durch unser Land! Noch ist der kluge, feine Herr von Bülow in Rom am Werk der Vermittlung. Möge es ihm gelingen — der Greuel des Krieges haben wir genug!
S. Z.

Der europäische Krieg. Durch den ganzen Monat März zog sich die Schlacht in den Karpathen hin, die auch in diesem Augenblick noch nicht entschieden ist. Die verbündeten Oesterreicher und Deutschen hatten den Vorstoß durch die Karpathen unternommen, um Galizien wieder von den Russen zu säubern, allein es traten ihnen die Russen mit ebenbürtigen Kräften entgegen, und es ist diesen gelungen, nicht nur den Vorstoß nach Galizien aufzuhalten, sondern an verschiedenen Punkten den Kampf bereits auf das ungarische Gebiet vorzutragen. Die Wucht des russischen Gegenangriffs wurde umso intensiver, als am 22. März die galizische Festung Przemyśl gefallen und dadurch die russische Belagerungsarmee frei geworden war, die nun unverzüglich auf den Karpathen in die Linie rückte. Przemyśl hat eine fast fünfmonatige Belagerung ausgehalten, und seine Verteidigung durch den Kommandanten Feldmarschalleutnant Kusmanek und dessen heldenmütige Schar ist über alles Lob erhaben. Nur durch den Hunger konnte es bezwungen werden, nachdem es der österreichischen Armee als Schutz und Stützpunkt die wertvollsten Dienste geleistet hatte. Noch am 19. März machte die tapfere Besatzung einen letzten verzweifelten Ausfall; dann wurden die Festungswerke gesprengt und alle Kriegsmittel vernichtet. Die Festung war nicht genügend verproviantiert, die österreichische Heeresverwaltung hatte sich verrechnet; sie glaubte um diese Zeit längst in Serbien zu stehen, und nun stehen statt dessen die Russen in Ungarn. Wo hat man sich nicht verrechnet in diesem Krieg? Das Examen, das jetzt die europäischen Autoritäten über ihre Weisheit und Borausicht abzulegen haben, fällt sehr schlecht aus. Schlimmer könnte es in Europa nicht aussehen, wenn wir gar keine Autoritäten hätten und die Völker sich vollständig selbst überlassen gewesen wären — im Gegenteil, es wäre hundert gegen eins zu wetten, daß die Völker, sich selber überlassen, gefunden hätten, sie werden so töricht nicht sein, übereinander herzufallen.

Wenn je auf Seite der Triple-Entente die Absicht bestanden hätte, Deutschland jetzt, im Sommer 1914, zu „überfallen“

und zu vernichten — was zum mindesten bezüglich Frankreichs, Englands und Belgiens durch die Tatsachen längst widerlegt ist, da nicht die mindeste Vorbereitung für den „Ueberfall“ getroffen war — dann müßte man schon sagen, daß die Sache nicht leicht ungeschickter hätte angepackt werden können, als es geschehen ist. Davon zeugt auch wieder der gänzlich verunglückte Versuch, die Dardanellen zu forcieren, ein Unternehmen, das eine Zeit lang Sensation erregen und die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, dem aber jede Bürgschaft des Gelingens von vornherein fehlte. Als hätte man ganz vergessen, daß man es in den Dardanellen nicht etwa mit den Türken, sondern auch hier mit den Deutschen und ihrer schlechterdings nicht zu leugnenden, überlegenen Kriegskunst und Geschicklichkeit zu tun habe, wurde dort drauf los gefuhrwerkelt und am 18. März mit 16 Kriegsschiffen ein Angriff unternommen, der im Feuer der zahlreichen gut versteckten Strandbatterien zusammenbrechen mußte. Jetzt hat man eingesehen, daß ein Flottenangriff ohne eine gleichzeitige energische Aktion von Landungstruppen aussichtslos ist, und deshalb den Dardanellenkampf einstweilen aufgegeben. Nun aber ist die Situation nach einem vereitelten Angriff schlimmer als vorher und der Eindruck des Mißlingens in ganz Europa und namentlich im Orient ein für die Alliierten höchst fataler. Vor allem bestärkt er die jetzt noch neutralen Balkanstaaten, die sich sonst vielleicht auf die Seite der Triple-Entente geschlagen hätten, in ihrer reservierten, zuwartenden Stellung, und so geht Monat um Monat vorbei, ohne daß das Gleichgewicht der Kräfte, das den Krieg zum Stehen gebracht hat, irgendwie verändert und dadurch ein Entscheid herbeigeführt werden könnte. In Griechenland hat sich eine politische Wendung vollzogen, die auf eine entschieden dreibundfreundliche Haltung deutet. Der Ministerpräsident Venizelos, der eine Beteiligung an der Aktion in den Dardanellen in Vorschlag gebracht hatte, wurde am 6. März entlassen, und es hat Griechenland neuerdings seine strengste Neutralität proklamiert.

An der Westfront ist im vergangenen

Monat nur in der Champagne eine größere Aktion erfolgt, bei der 15,000 Deutsche und 45,000 Franzosen fielen. Die Blutopfer wachsen ins Grauenhafte. In Belgien kämpft die Armee des Königs Albert immer noch, acht Monate nach dem Einbruch der Deutschen! An diese Möglichkeit hatte man sicherlich auch nicht gedacht. Die Zivilbevölkerung leidet schwer unter dem Druck und der unerhörten Strenge der deutschen Besatzungstruppen. Wenn zur Seltenheit einmal ein Privatbrief, aus Antwerpen z. B., den Weg ins Ausland findet, der die Zensur nicht passiert hat, dann vernimmt man fast unglaubliche Dinge von der Maßregelung der Bevölkerung, von der scharfen Kontrolle ihres Verkehrs innerhalb der Stadt und mit andern belgischen Orten oder gar mit dem Ausland.

Russischer Landsturm hat einen Raub- und Eroberungszug nach Memel unternommen, der aber von den Deutschen mit verhältnismäßig wenig Mühe wieder abgeschlagen werden konnte. Im übrigen ist auch auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes eine bedrückende Stille und Untätigkeit eingetreten. In Serbien herrscht furchtbares Elend; was die österreichischen Truppen nicht vermochten, das unglückliche und tapfere kleine Volk in den Staub zu heugen, das besorgen nun Flecktyphus, Scharlach und Seuchen aller Art, die das Land ver-

heeren. Ein Grenzzwischenfall mit bulgarischen Komitatschis bei Strumiza scheint ohne besondere Folgen ablaufen zu wollen.

Der Wechsel unserer Grenzbesatzungstruppen in der Schweiz hat dem General Wille Gelegenheit gegeben, in zahlreichen Orten der welschen und der deutschen Schweiz Truppeninspektionen abzunehmen, die an manchen Orten zu

patriotischen Rundgebungen der Bevölkerung führten. Besonders erfreulich war diese Erscheinung in der welschen Schweiz, wo General Wille sich offenbar volles Vertrauen und die größten Sympathien erworben hat, und es haben sicher die Revuen an den verschiedenen Orten das Ihrige beigetragen, neue Bande der Freundschaft um deutsche und welsche Eidgenossen zu schlingen. Beflagenswert sind andererseits unliebsame Vor-

kommnisse, wie sie aus Freiburg unter dem 15., 16. und 17. März berichtet wurden, wo eine entrüstete Menge tumultuierte, weil der Extrazug mit den französischen Internierten nicht mehr in Freiburg anhalten sollte. Es wurde allerhand Unfug getrieben; aber das Schlimmste an der Sache sind nicht diese Zwischenfälle an sich, so sehr man sie bedauern muß, sondern die ungeheure Sensation, zu der man sie in deutschschweizerischen Zeitungen aufbaute. Leider ging darin ein deutsch



Denkmal May Schneckenburgers, des Dichters der „Wacht am Rhein“ in Burgdorf. Phot. L. Beckstein, Burgdorf.



Bismarck als Achtzigjähriger in Friedrichsruh.

geschriebenes katholisches Freiburgerblatt voran, das mit seinen maßlos übertriebenen Schilderungen, die von deutschschweizerischen Blättern gierig nachgedruckt wurden, seiner Stadt einen sehr schlechten Dienst geleistet hat. Es ist gewiß richtig, daß in der welschen Schweiz manches vorkommt, was sich mit der strengen Neutralität nicht immer verträgt, aber warum denn alle diese Vorfälle registrieren und breit schlagen? Warum nicht lieber von

zehn Gelegenheiten, etwas gegen die Welschen zu sagen, neun unbenutzt vorbeigehen lassen, anstatt über einen Fall aus der welschen Schweiz drei Leitartikel zu schreiben? Wir würden unserm Lande mehr nützen damit, wenn wir manches, was wir in unsern Marken kritisieren könnten, übersehen wollten; wir brauchen nicht die Aufmerksamkeit des Auslandes noch ganz speziell auf unsere Schwächen zu lenken. S. Z.

Hundert Jahre Bismarck.

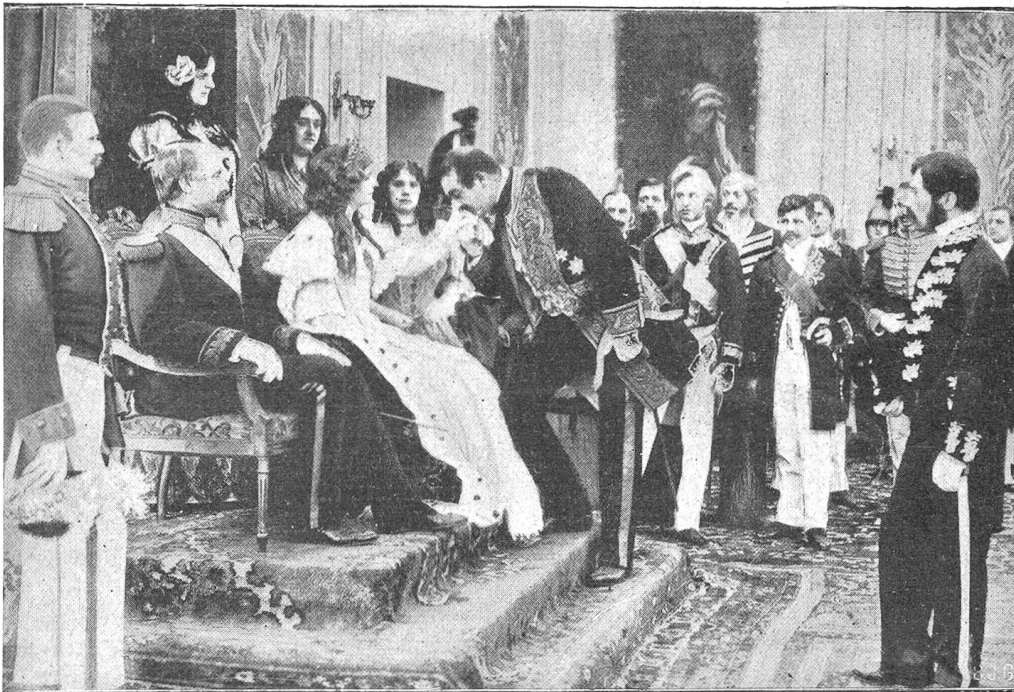
In ernster Zeit beging Deutschland am 1. April den 100. Geburtstag des größten Deutschen, den die Weltgeschichte kennt, Otto's v. Bismarck, des eisernen Kanzlers, der in eiserner Zeit Deutschland schuf. In der Gruft von Friedrichsruh wurde in den ersten Augusttagen des Jahres 1898 zur Erde gebracht, was von diesem Koloss sterblich war, das Wert aber „dieses gewaltigen Mannes mit seiner urwüchsigen Kraft, seinem eisernen Willen und

seinen bahnbrechenden Gedanken“, ist festgewurzelt geblieben in der Welt, ein Nibelungenhort für ein Volk, um den jetzt in blutigem Ringen gestritten wird. Bismarck! Wie oft mag der Name jetzt genannt werden in deutschen Wolke in ernsten Stunden, wie oft mag an ihn jetzt gedacht werden, an ihn, der so groß und gewaltig war, daß er keinen vollgiltigen Nachfolger haben konnte und wohl nie einen bekommen wird; er war

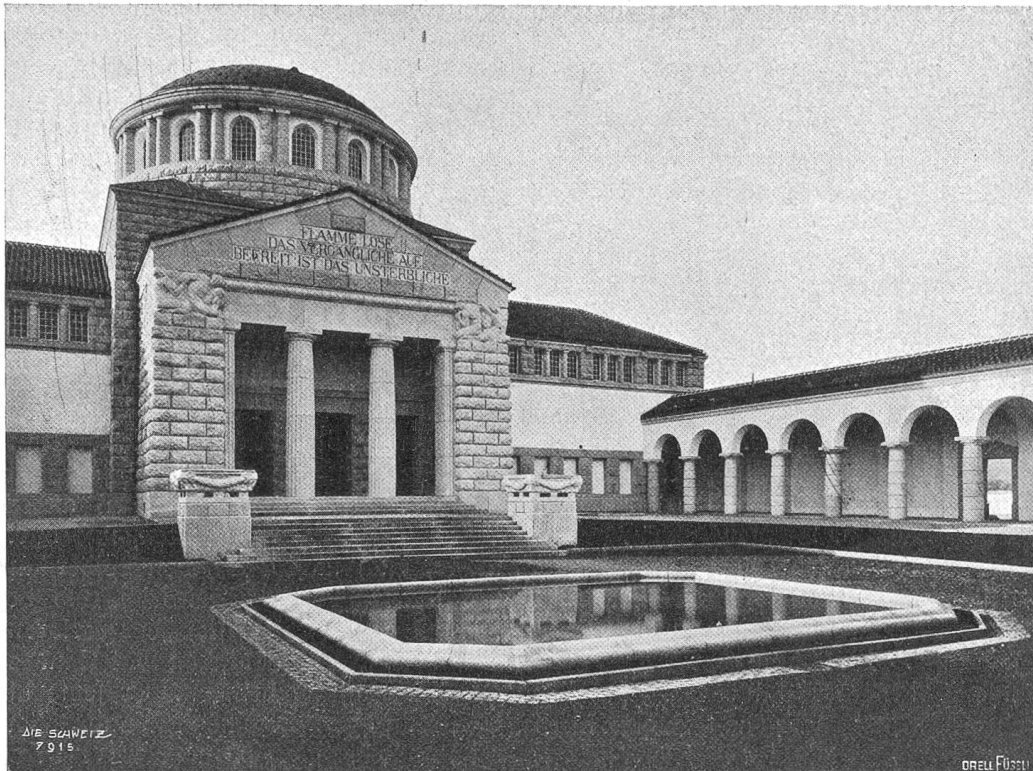
die Verförperung der deutschen Geschichte der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, riesenhaft hinausgewachsen über alle seine Zeitgenossen, „der treue deutsche Diener Kaiser Wilhelms I.“, wie er sich bescheiden auf den Grabstein setzen ließ, aber trotz alledem der Allergrößte seiner Zeit, der Repräsentant deutscher Art und deutschen Wesens. Sein Geist lebt weiter, an seinem Werk stählt sich heute die Nation, er ist das Symbol ihrer Kraft, und in seinem Gedenken steht ihre Hoffnung auf den Erfolg.

Als Preuße begann er sein Werk, als Deutscher beendete er es. Das Jahr 1848 warf ihn in die politische Arena; im Frankfurter Parlament erhob der „tolle Junker“ Otto v. Bismarck-Schönhausen zum ersten Mal seine Stimme für die ungeschmälernten Rechte des damals arg in Bedrängnis geratenen preußischen Königtums. 1851 ging der Sechszund-dreißigjährige als Bundestagsgesandter nach Frankfurt, und acht Jahre lang harrete der „Diplomat in Holzschuhen“, wie ihn die andern aus dem üblichen Holz geschnitzten Gesandten spöttisch nannten, auf dem schwierigen Posten aus; dann wurde er Gesandter Preußens in Petersburg, und 1862 ging er in gleicher

Mission an den französischen Hof nach Paris, wo er am 1. Juni dem Kaiser Napoleon sein Beglaubigungsschreiben überreichte. „Der Mann ist nicht ernst zu nehmen“, bemerkte Napoleon damals über Bismarck, den er, wie die Ereignisse gar bald lehrten, nicht ganz glücklich einschätzte; längst galt dieser als der kommende Mann Preußens, der am 23. September 1862 Ministerpräsident wurde König Wilhelms, der sich mit Abdankungsgedanken trug. Ein volles Faß von Schmähungen und Anpöbelungen war die Antwort des Volkes auf diese Wahl, Bismarck aber blieb still und handelte, handelte weiter, ob auch die Abgeordneten einmal über das andere die Militärvorlage ablehnten, und durch nichts, auch nicht durch den Widerstand des spätern Kaisers Friedrich und der Königin Augusta ließ sich „der verlorene Sohn des großen deutschen Vaterlandes“ aus der Fassung bringen. Er setzte die Entscheidung gegen Dänemark und Oesterreich durch, schuf den Norddeutschen Bund und richtete nur vier Jahre später, am 18. Januar 1871, in Versailles das deutsche Kaiserreich als Schlußstein seiner langjährigen Arbeit wieder auf. Noch von 1871 bis 1890 diente Fürst Bismarck



Der preußische Gesandte Otto v. Bismarck macht 1862 Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie seine Antrittsvisite.



Der Eingang zum neuen Krematorium in Zürich. Phot. Ph. & E. Lindk, Zürich.

seinem Vaterland als Reichskanzler, dann kam der bittere Tag des 20. März 1890, da Bismarck von Kaiser Wilhelm II. entlassen wurde; der junge Herrscher und der greise Staatsmann verstanden sich nicht, und dieser, der einst von seinem alten Kaiser ein dieses eingereichtes Abschiedsgesuch mit der lakonischen Randnotiz „Niemals!“ zurückgehalten hatte, mußte gehen. Das Volk atmete auf, als vier Jahre später Kaiser und Kanzler sich versöhnten und im Triumphzug der fast Achtzigjährige nach Berlin noch einmal zurückkehrte.

„Eine wundervolle Vereinigung von kühnem Mut und behutsamer Vorsicht war ihm eigen,“ schreibt Prof. Sternfeld treffend von Bismarck, und dieser Vereinigung entsprach die Ruhe, Mäßigung und Selbstbeherrschung bei allem Vulkanischen eines cholertischen Temperamentes. Dann weiter die hohe Kunst, alle Kräfte für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen und spielen zu lassen, die Fähigkeiten und Schwächen der Menschen zu erspähen und auszunützen. Freilich ist ein solcher Genius dämonisch und

furchtbar in seiner rücksichtslosen Kraft. Da er einsam und unverstanden begonnen hat, braucht er ein ungeheures Selbstbewußtsein, um sich nicht beirren zu lassen; er muß fest an sich glauben und darf nie daran zweifeln, daß sein Weg der allein richtige ist. Daher sieht er in jedem, der einen andern Weg geht oder der ihm im Wege steht, einen persönlichen Feind, den er hinwegräumen muß. So wurde Bismarck, der sich selbst den ‚bestgehaftesten Mann‘ nannte, ein großer Hasser und Menschenverächter.“

Wohl keiner, der Lederers gigantisches Bismarckdenkmal in Hamburg gesehen hat, kann die Riesengestalt des eisernen Kanzlers, die auf hohem Postament steht, je vergessen; klarer und wuchtiger hätte Bismarcks Größe nicht ausgedrückt werden können, als es hier durch den Künstler geschah. Mit abnormen Maßen wurde hier gemessen, nur mit abnormen Maßstäben läßt sich einem Bismarck bekommen, diesem grandios-brutalen, erfrischend-rücksichtslosen Riesen, der mit seiner Kraft durchhaute, was immer sich ihm und seinen Zielen in den Weg stellte,

und der vor einem gekrönten Haupte selbst im eigenen Lager so wenig Halt machte wie vor dem gefürchtetesten und redegewandtesten Parlamentarier. Als

wichtige Einzelfigur sieht die Welt Bismarck, und so wird er bleiben nicht nur im Buche der deutschen, sondern der Welt-Geschichte. W. B.

Aktuelles.

Totentafel (vom 5. März bis 6. April 1915). Am 8. März starb zu Schaffhausen im 57. Altersjahr alt Stadtrat Wilhelm Botsch, der von 1884 bis 1912 dem Stadtrat angehörte, nachdem er früher Mitglied des Obergerichts, des Stadtschulrates und des Kantonsrates gewesen war.

Am 10. März zu Beirut in Syrien im Alter von 83 Jahren Missionar Theophil Waldmeier, Gründer der ersten Irrenanstalt des Orients in Asfurijeh bei Beirut und Gründer der Quäkermision in Brumana auf dem Libanon, ehemals Missionar in Abessinien unter König Theodoros.

In Lausanne am 15. März der lebenswürdige Forstinspektor Charles Bertholet, der erste Diplomierte der Eidg. Technischen Hochschule im Jahre 1858, bis in sein hohes Alter von 81 Jahren noch voll Geistesfrische und Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten. Er hat 51 Jahre in öffentlichen Diensten gestanden.

Am 22. März in Sagens bei Lanz alt Nationalrat Anton Steinhäuser im Alter von 75 Jahren.

Am 23. März in Bern Regierungsrat Karl Köniher in seinem 60. Altersjahre, plötzlich durch ein qualvolles Leiden hinweggerafft. Köniher war ein ausgezeichnete Verwaltungsmann und hat sich besonders auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens große Verdienste um den Kanton Bern erworben.

Am 24. März in Bern Architekt Walter Job, erst 40 Jahre alt, Erbauer mehrerer Hallen auf der Landesausstellung in Bern, Gründer und Präsident des Bundes Schweizerischer Architekten.

Am 26. März in Zürich, 70 Jahre alt, Hutmacher Gustav Klausner, Waiserrat und alt Kantonsrat.

Am 27. März in Genf alt Ständerat Kaspar Zurlinden, der Nestor der Genfer Anwälte, 77 Jahre alt, bekannt durch seine Verteidigung des Kardinals Merillod, wiederholt Mitglied des Großen Rates. In Lausanne Oberst Edmond Tissot, 92-jährig, gewesener kantonaler Waffenchef der Artillerie, Verfasser der „Erinnerungen eines Sonderbundsveteranen“. In Basel Bürgerrat August Burck-

hardt, Chef einer der ältesten Seidenbandfabriken. In Chur der 80jährige Nestor der Churer und Bündner Aerzte, Dr. Paul Lorenz, geschätzter fachwissenschaftlicher und historischer Schriftsteller.

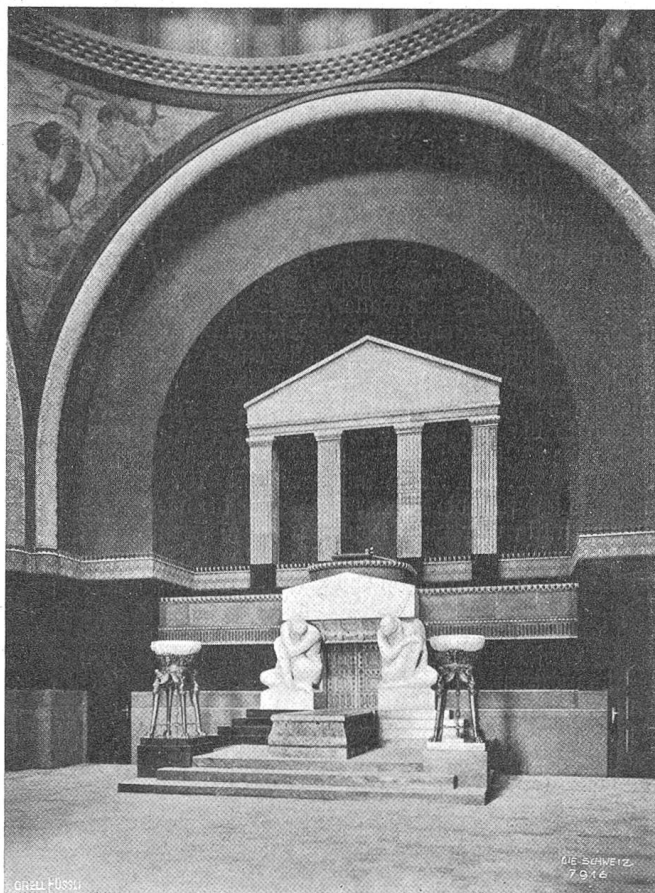
Am 30. März in Luzern im Alter von 72 Jahren Stadtrat Bernhard Amberg, Finanzdirektor, ehemals Rektor der Realschule.

Am 31. März Oberrichter Karl Witz von Bern, in Brissago, 60 Jahre alt.

Am 3. April in Oberwil, Baselland, Oberrichter Paul Degen, 63jährig. In Bern Oberst Robert Keppler, langjähriger Oberkriegskommissär, bekannt durch seinen Prozeß gegen die „Zürcher Post“ wegen der „Hydra-Artikel“.

□□

Das neue Zürcher Krematorium. Mitte vergangenen Monats wurde mit einer schlichten Weihefeier das zweite Krematorium in Zürich



Der Katafalk des neuen Krematoriums in Zürich.
Phot. Ph. & E. Lindt, Zürich.



Antwerpen mit dem Rathaus. Gez. von August Scheuermeier, Zürich.

dem Betrieb übergeben, von dem Schweizer Architekt Albert Frölich im Auftrag der städtischen Behörden erbaut, in deren Händen die privater Initiative entsprungene Feuerbestattung in Zukunft ruht. Das neue Krematorium wird eine Sehenswürdigkeit im reichen Kranz der der öffentlichen Wohlfahrt dienenden Gebäude Zürichs bilden, eine Musteranstalt von architektonischer Schönheit und technischer Vollendung, in ernstem und würdigem Einklang stehend mit der Aufgabe des neuen Hauses.

In der Achse des Vorhofes, begrenzt von seitlichen offenen Säulenhallen, erhebt sich der in einer Kuppel endigende Versammlungsraum, mit links und rechts anschließenden geschlossenen Urnenhallen. Dem Kuppelraum ist eine offene Portikus vorgelagert, in deren Giebelfeld die von dem hochverdienten Präsidenten des Zürcher Feuerbestattungsvereins, Professor Dr. Albert Heim (der seit 1874 unermüdet für die Feuerbestattung in der Schweiz tätig war und schon dem im gleichen Jahr eingesetzten Gründungskomitee angehörte) entworfene Inschrift eingemeißelt ist: „Flamme, löse das Vergängliche auf! Befreit ist das Unsterbliche!“ An den hohen, im Grundriß quadratischen Versammlungsraum lehnt sich der Verbrennungsraum, umschlossen von einer Reihe von Nebenräumen. Vier gewaltige Bogen tragen die Kuppel des stimmungsreichen Versammlungsraumes. Den Eingängen gegenüber ruht der Katafalk zur Aufnahme des Sarges; zwei heroische Gestalten, Mann und Weib, halten an der Bronzetüre Wache. Still öffnen sich die zwei Flügeltüren, und der Sarg gleitet geräuschlos in den aus drei Etagen bestehenden

Verbrennungsraum. Zwei bronzene Bierfüße zu beiden Seiten der Aufbahrung tragen Flammenbecken aus durchsichtigem Marmor; über dem gegliederten Unterbau erhebt sich terrassenförmig eine tempelartige Portikus mit Galerie. Die zwei geschlossenen Urnenhallen zu beiden Seiten des Versammlungsraumes bestehen aus hohen Räumen, an deren Längsseiten sich acht nischenförmige Ausbuchtungen schließen. Hochgelegene Fenster, in die von ruhenden Löwen getragenen Gewölbe geschnitten, verbreiten ein gleichmäßiges, ruhiges Licht. Von drei Seiten wird das Bauwerk von großen, weiten Urnenhallen umschlossen. Linden, Birken und Thuja schmücken die stillen, breiten Wege und geben der feierlichen Stille des Todes weitab vom Lärm und Getriebe der hastenden Großstadt den richtigen, geschlossenen Rahmen.

□□

Zu unsern Bildern. Eine bunte Bilderreihe ist es, die diesmal die Illustrierte Rundschau schmückt. Ein Bild der schweizerischen Grenzbesetzung macht als Kopfleiste den Anfang, eine Abteilung Kavallerie, die in Defilierstellung Befehl erwartet. — Zwei Bilder sind Deutschlands großem Kanzler Bismarck gewidmet, dessen hundertster Geburtstag in erste Zeit fällt, und eine Reihe von Photographien möchte den Artikel über die Polarhunde in Davos, die sich der weltberühmte Kur- und Wintersportplatz als neueste, vielversprechende Sportsattraktion angeschafft hat, wirksam ergänzen.

Ein Bild der vorliegenden Nummer ge-

währt einen Blick in einen deutschen Schützengraben an der Westfront. Die ganze Gruppierung zeigt zwar, daß dieser Graben im Moment der Aufnahme weitab von der Gefechts- und Feuerzone lag, und das Bild kann daher nicht wohl in die Serie unserer Kriegsbilder eingereiht werden, die wir von Heft zu Heft bringen. Aber es dürfte doch mancherorts interessieren, weil der Zivilist, der auf dem Rand des Schützengrabens sitzt, ein Schweizer ist, und zwar Oberstleutnant Karl Müller, Redaktor des „Bund“ in Bern, der Ende November im Auftrag des „Bund“ und der „Neuen Zürcher Zeitung“ nach dem Kriegsschauplatz verreihte und seither eine lange Reihe zum Teil recht interessanter Kriegsberichte, die auch in der deutschen Presse Beachtung gefunden haben, veröffentlicht hat.

Eine Federzeichnung bietet einen Blick auf die alte belgische Handels- und Hafenstadt Antwerpen. Den Vordergrund nimmt das im Jahr 1564 von Cornelius de Briendt in klassischem Renaissancestil erbaute Rathaus ein, zur Rechten begrenzt von einer Reihe alter Zunft- und Gildenhäuser, an denen Belgien ungemein reich ist. Im Hintergrund liegt der Hafen, und die Schelde zieht in einer weiten Kurve nach Holland hinüber und ins Meer hinaus. Antwerpen hat, wie wir in einem frühern Artikel ausführten, im gegenwärtigen Krieg nicht stark gelitten, da der Bürgermeister der Stadt so klug war, nach dem Fallen von acht der achtundzwanzig als uneinnehmbar geltenden Forts die Stadt den Deutschen zu übergeben. Nur ein Quartier, auf das im September letzten Jahres ein Zeppelinangriff erfolgte und das mit Bomben beworfen wurde, fiel der Zerstörung anheim, und auch ein großer Teil der jenseits der Schelde liegenden Hafenanlagen wurde zerstört, da hier die belgische und englische Armee beim Abzug die reich gefüllten Benzin- und Petroleumtanks in die Luft sprengte, um die gewaltige Beute, die den Deutschen im Hafen von Antwerpen in die Hände fiel, zu verringern. Antwerpen, die regsamste belgische Stadt, zeigt heute noch vollständig den charakteristischen Grundriß alter befestigter Plätze. Die Bevölkerung ist fast durchgehends flämischer Nationalität, doch ist die Verkehrssprache vielfach französisch. Als Holland im westfälischen Frieden die Scheldesperre durchsetzte, wurde der auf den Welt-handel angewiesenen, durch die spanische Inquisition schwergeprüften Stadt der Lebensnerv fast vollständig unterbunden; erst durch die Ereignisse der französischen

Revolution fiel die Flußsperre, und Napoleon erbaute mit großen Kosten die ersten Hafenanlagen. Unter holländischer Regierung kehrte der alte Wohlstand langsam wieder zurück, und heute zählt die belgische Stadt zu den bedeutendsten europäischen Häfen, dessen Ausschaltung durch den Krieg weitherum in der internationalen Handelswelt schwer empfunden wird.

□□□

Verschiedenes.

Ein Denkmal des Dichters der „Wacht am Rhein“ in der Schweiz. Schon oft blieben Deutsche, die in Geschäften nach dem gewerbereichen Städtchen Burgdorf im Kanton Bern kamen, überrascht stehen, wenn auf dem Weg vom Bahnhof nach der auf einem Hügel gelegenen Ortschaft ihr Blick auf einen Gedenkstein fiel, der in dem mit prächtigen alten Bäumen bewachsenen Stadtpark dem Dichter der „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, gesetzt ist. Wie kommt Burgdorf zu diesem Denkmal? fragt sich der Fremde erstaunt, und erst wenn er die Inschrift gelesen, kommt ihm etwa die Erinnerung daran, daß der Sän-



Ein schweizerischer Kriegsberichterstatter in einem deutschen Schützengraben auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

ger der „Wacht am Rhein“ in Burgdorf gelebt hat und auch da gestorben ist. Es ist ja freilich lange her — 75 Jahre sind es gerade — seit die begeisterten, machtvollen Strophen entstanden, die auch im jetzigen Kriege wieder, wie schon anno Siebzig, die Massen hinreißten. Ein wackerer Schwabe war der Dichter der „Wacht am Rhein“; in Thalheim im Oberamt Tuttligen ist er am 17. Februar 1819 zur Welt gekommen. Wie sein Vater ward er Kaufmann und kam in jungen Jahren schon nach der Schweiz, in der er genau die Hälfte seines nur kurzen Erdendaseins verbrachte. In Bern war sein älterer Bruder Theologieprofessor, und so wandte sich 1834 auch Max Schneckenburger dorthin, um in eine Handelslehre zu treten. „Ich bin die populäre Ausgabe meines Bruders, des Professors,“ pflegte er zu sagen. 1836 kam er nach Burgdorf und wurde hier Mitinhaber eines angesehenen Siebereigeschäftes. In seinen Mußestunden schrieb der ideal veranlagte junge Mann Gedichte, und so warf er denn eines Tages — im Jahre 1840 — in zorniger Aufwallung als Antwort auf die Kriegsdrohung des französischen Ministers Thiers die lodernden Verse der „Wacht am Rhein“ aufs Papier, nicht ahnend, welch ungeheure Volkstümlichkeit, welch hohe Bedeutung einst diesem Liede beschieden sein würde. . . Einundzwanzig Jahre bloß zählte der Dichter, als er die Verse schrieb, und nur neunundzwanzig Jahre alt ist er geworden. Er starb nach kurzer Krankheit am 3. Mai 1849 und wurde in Burgdorf begraben unweit der Stelle, wo jetzt das Denkmal sich erhebt; Burgdorfs heutiger Stadtpark war nämlich der schön gelegene einstige Friedhof.

Erst als sich im Siebzigerkrieg die begeisternde Wirkung der „Wacht am Rhein“, gesungen nach der bekannten aus dem Jahre

1854 stammenden Melodie des Erefelder Komponisten Karl Wilhelm, erprobt hatte, wurde in der deutschen Presse der Name des Dichters genannt und festgestellt. Nun erfuhr man auch seine Grabstätte, und am 9. August 1871 blies die Kapelle eines württembergischen Infanterieregiments anlässlich einer Konzertreise dem längst entschlafenen Dichter die „Wacht am Rhein“ in Burgdorf in das kühle Grab. Das Jahr zuvor hatte Gerok eine Auswahl der Gedichte Schneckenburgers herausgegeben. Und indem man nun in Deutschland sich um die Person des Sängers der „Wacht am Rhein“ zu interessieren anfang, erfuhr man auch, daß Schneckenburger einst den Wunsch ausgesprochen hatte, in deutscher Erde zu ruhen. So enthob denn am 16. Juli 1886 eine Abordnung seiner Heimatgemeinde Thalheim dem Burgdorfer Grab die Gebeine des Entschlafenen und setzte sie zwei Tage darauf in seinem Geburtsort bei. Im schweizerischen Burgdorf aber wahrte man die Erinnerung an den Schöpfer des deutschen Kampfes- und Siegesgesangs und errichtete unfern der Stelle, da Schneckenburger 37 Jahre im Grabe geruht, den einfachen Gedenkstein, dessen Ansicht nebenstehendes Bild zeigt. An dem Hause in Burgdorf, in dem Schneckenburger gelebt, soll eine an Schneckenburger erinnernde Gedenktafel demnächst angebracht werden. Die Handschrift von Schneckenburgers „Wacht am Rhein“ wird im Historischen Museum von Bern aufbewahrt.

Dr. M. W.

□□

Interessantes aus der Kriegschirurgie.

Einen außerordentlich interessanten und eigenartigen Fall der Entfernung eines Granatsplitters aus einer Wunde berichtet ein Feldchirurg im deutschen „Zentralblatt für Chirurgie“.



Indische Truppen im europäischen Krieg.



Jüdische Gruppen im europäischen Krieg.

gie“. Ein Granatsplitter drang einem deutschen Soldaten in den Hinterkopf und zertrümmerte hier das Gehirn schwer. Dem Patienten wurde dann im Kriegslazarett aus der Tiefe von etwa sechs Zentimeter ein verhältnismäßig großer Knochensplitter entfernt. Das Röntgenbild ergab aber nachträglich in derselben Tiefe, doch etwas nach rechts von dem zugänglichen Teil des Wundtrichters im Gehirn verschoben, einen kleinen Granatsplitter. Der Feldchirurg, Prof. Tieze, nahm nun den Standpunkt ein, daß man einen derartigen Fremdkörper nicht zurücklassen dürfe, da vielfach der Fall vorgekommen, daß eine ins Gehirn gegangene Kugel scheinbar gut eingeheilt und gut ertragen war, bis der Patient eines Tages tot umfiel, weil die Kugel gewandert und lebenswichtige Zentren getroffen hatte. Außerdem fieberte im vorliegenden Fall der Patient. Am vorteilhaftesten hätte sich der Splitter mit einem starken Magnet entfernen lassen, aber diesen hatte man nicht zur Verfügung. Nun nahm Prof. Tieze Rücksprache mit einem Offizier der Telegraphenabteilung, der bald Rat zu schaffen wußte und einen Elektromagneten herstellte. Man nahm einen glatt polierten und leicht zu desinfizierenden Eisenstab, der in einer an die Starkstromleitung in passender Weise angeschlossenen Spule steckte. Das ganze Material einschließlich Motor und Dynamo war requiriert; der Motorwagen hatte früher Dreischmaschinen getrieben. Der Versuch, den Splitter herauszuziehen, gelang. Als der Eisenstab etwa sechs Zentimeter tief eingeführt war, gab es einen leisen Klack, und der Splitter hing am Ende des Magneten. Gerade wegen seiner Kleinheit wäre er für andere Methoden unauffindbar gewesen.

□□

Ueber die Grußformen und ihre Beziehungen zum Krieg findet man in einer der letzten Nummern der M. Z. interessante Aus-

führungen. Alle unsere Höflichkeitsbezeugungen, das Abnehmen des Hutes, das Reichen der Hand, das Heben der Hand an den Helm, das Senken des Degens oder das Präsentieren mit dem Gewehr, erscheinen uns so selbstverständlich, daß wir ihrem tiefen Sinn gar nicht mehr nachgrübeln und sie schlechtthin als Zeichen unserer gegenseitigen Achtung und Freundlichkeit betrachten. Nur wenige sind sich darüber klar, daß diese Gebärden eigentlich aus dem Urgrund des Krieges geboren sind und daß sie nur für den eine deutliche Sprache reden, der sich den „Kampf aller gegen alle“ in den Urzeiten vergegenwärtigt. Unser Gruß ist der letzte Ueberrest eines allgemeinen Kriegszustandes, der unter den Urmenschen herrschte, und als solchen haben ihn auch Philosophen, Sprachgelehrte und Kulturforscher erklärt. Wenn sich in grauen Vorzeiten zwei Menschen begegneten, dann lag dem Schwächeren daran, sogleich dem Stärkeren zu zeigen, daß er sich seinem Willen füge. Er tat dies am besten, wie es noch heute bei primitiven Völkern üblich ist, indem er sich platt auf den Boden warf, „sich unterwarf“. So, wie noch heute der Sieger dem Besiegten in sinnbildlicher Redensart „den Fuß auf den Nacken setzt“, so tat er es damals dem wehrlos Daliegenden buchstäblich. „Proskynein“ nannten die Griechen die von den Persern übernommene Sitte, d. h. „anhündeln“, und noch heute sagt der polnische Bauer zum Edelmann: „Ich falle zu Füßen“. Aus dem Fußfall wurde das Knien, aus dem Knien das Beugen des Oberkörpers und daraus das Neigen des Kopfes, sodaß eine reiche Nuancierung dieser Unterwerfungsformen gegeben war bis zu dem einfachen Gruß „Ihr Diener“, bei dem man heute gewiß nicht mehr an die ursprüngliche „Unterwerfung bis zur Sklaverei“ denkt. Bei den primitiven Völkern gilt als Zeichen des Sichunterwerfens neben dem Niederfallen das Sichentblößen; man legte nicht nur seine Waffen, sondern auch

Stücke seiner Kleidung ab. In einer Zeit, wo jedermann ein Schwert trug und alles von Waffen starrte, war es dringend gebotene Vorsicht, die Männer bei friedlicher Vereinigung ohne Waffen erscheinen zu lassen, damit kein blutiger Krieg ausbrechen könne. Der „Sachsen-Spiegel“ bestimmt denn auch, daß der Lehns-mann vor den Herrn treten müsse „ohne Messer, Schwert, Sporen, Hut, Handschuhe und alle Waffen“. Der Hut ist natürlich der Helm oder Eisenhut, die Handschuhe sind die Eisenhandschuhe der Rüstung. Das Ablegen der Waffe gilt also als Zeichen der Unterwerfung. Lange hat sich dieser Brauch noch in den Hofsitzen erhalten; am österreichischen Hof erschien noch Karl VI. stets mit bedecktem Kopf;

dem Senken des Degens bei den Offizieren. Hier deutet der Krieger seine Wehrlosmachung an, indem er seiner Waffe eine Haltung gibt, die der zum Hieb ausholenden, angreifenden gerade entgegengesetzt ist. Nichts anderes ist es mit dem Hinstrecken und Darreichen der Hand. Der primitive Mensch zeigte durch diese Gebärde, daß er waffenlos kam und nichts Böses im Schilde führte.

□□

Polarhunde in Davos. Bald ist die letzte Stürpur geschmolzen, die Schlitten sind längst versorgt, wir erwarten sehnsüchtig den Frühling, und da kommt einer und möchte noch über die



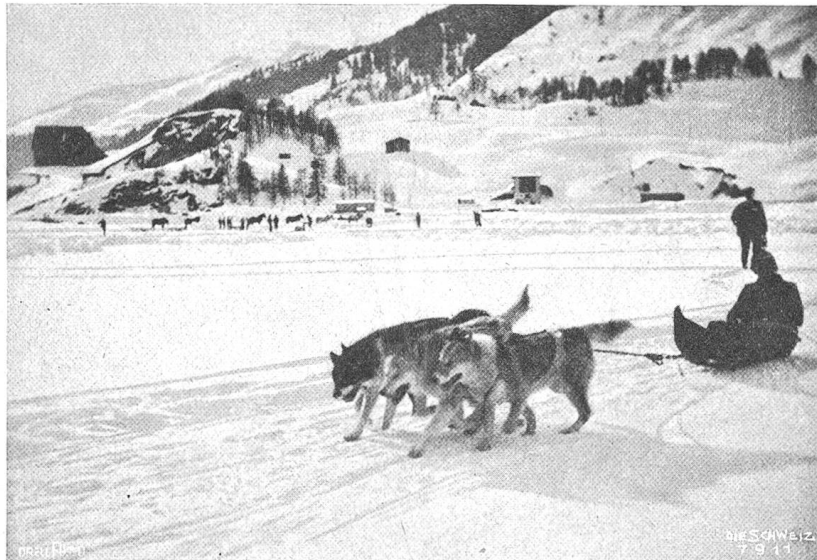
Ein Polarhunde-Schlitten auf dem Davosersee. Phot. E. Meerkämper, Davos.

bei den Eröffnungen des Landtages setzt sich heute noch der preußische König den Helm auf; die spanischen Granden durften vor ihrem Herrscher mit aufgesetztem Hut erscheinen und sich ihnen gleichstellen; im englischen Parlament behalten die Volksvertreter heute noch ihren Zylinder auf. Wenn ein mittelalterlicher Held seinen Helm abband, so gab er damit das Zeichen des Friedens. Um in der Gesellschaft zu zeigen, daß er als Freund nahe, tat er dies wohl auch vor Frauen, und aus diesem Helmabnehmen ist dann unser Hutabnehmen zu Ausgang des Mittelalters entstanden. Im siebzehnten Jahrhundert wird dann diese Grußart allgemein. Was sollte aber der Soldat tun, der sich doch von seiner Waffe und seinem Helm nicht trennen darf? Er nahm eine Abkürzung vor, indem er die Hand an die Kopfbedeckung legte, als wenn er sie abnehmen wollte. Ähnlich ist es mit

Polarhunde schreiben, die seit letztem Sommer in Davos stationiert sind, um dort in das frische, fröhliche Wintersportleben eine neue und interessante Note zu bringen. Verzeih, verehrter Leser, wenn der Schreiber dieser Zeilen nicht fertig bringt, bis zum nächsten Winter zu schweigen, und wenn er jetzt schon wenigstens mit ein paar Zeilen die fremden Gäste vorstellen möchte. Denn so will es die Sitte, und beim nächstjährigen Schnee ist dann immer noch Zeit genug, Näheres von ihnen zu melden, wenn sie soviel Gefallen an unserm Land gefunden haben, daß sie entschlossen sind, sich dauernd hier niederzulassen. Den Davosern, besonders den Herren Boesch und Rasner vom Rhätischen Hof, die die Meute nach Davos gebracht haben und sich viel Mühe gaben, den flinken Burschen wenigstens die ersten Begriffe von Kultur beizubringen, macht zwar die Frage noch einiges

Kopferbrechen, wie man die Köter überkommen kann, da sie sich scheinbar nur in Schnee und Eis wohlfühlen und erst im tollsten Wintertreiben vollkommen in ihrem Elemente sind; vielleicht läßt man sie eine kleine Sommerfahrt nach der Station Eismeer im Jungfraugebiet antreten, wo sie auch im Hochsommer Schnee lecken und Eisbrocken fressen können nach Herzenslust.

Die prächtigen Tiere, zusammen zwölf Stück in zwei Koppeln, stammen aus Westgrönland; mitten in der Kriegszeit mußten sie, in Kisten verpackt, die weite Reise antreten, und sie überstanden sie, trotzdem sie mehr als zwei Monate unterwegs waren, recht gut, und mit einem Mordsappetit und wütend über die lange Gefangenschaft rückten sie in Davos ein. Am Anfang mag es den Besitzern angst und bange geworden sein, und die Ortsbewohner, die das Bergnügen hatten, in Hörweite vom Stall der außerordentlich lebendigen Vierbeinergesellschaft zu wohnen, mögen alle amtlichen Erlasse mit Eifer nachgelesen haben, um Mittel und Wege zu finden, die Störenfriede aus der Gemarkung zu bringen. Bellen können die Polarherrschaften nicht, Freude und Leid drücken sie durch ein



Polarhunde, Schlitten ziehend. Phot. E. Meerkämper, Davos.

durch Mark und Bein gehendes Heulen aus, und nebenher brachten sie die kostspielige Eigenschaft mit, alles unter die Zähne zu nehmen und zu erledigen, was sie erreichen konnten. Kein Huhn war vor ihnen sicher, und nichts blieb von dem Federvieh übrig, wenn sie es erwischen konnten, alles Lederzeug ging mitsamt den Schnallen den Weg des Fleisches, und die Davoser Hunde und Katzen taten gut daran, weite Bogen zu machen, wenn ein Kollege aus der Polarregion in der Nähe war. Aber sie akklimatisierten sich überraschend schnell, und als der erste Schnee kam, da wurden schon die ersten Versuche mit ihnen unternommen, sie vor Schlitten zu spannen und mit ihnen Sportfahrten zu unternehmen. Am Anfang ging das nicht leicht; die Polarhunde, absolute Zughunde, legten sich wie toll ins Zeug und flohen davon, rannten alles über den Haufen und blieben erst stehen, wenn sich der Schlitten oder das Kajak, das, mit einer Kufe versehen, als Behikeldient, irgendwo verkeilt hatte. Langsam kamen die Herren und Meister aber auf die Fahrtechnik der Tiere, und heute saufen sie schon in flottem



Vor dem Schlitten ruhende Polarhunde. Phot. E. Meerkämper, Davos.



Polarhündin im Kreise ihrer Davoser-Familie. Phot. E. Meerkämper, Davos.

Gespann durch die Gemeinde und kutschieren auf Spezialitäten und Neuheiten erpichte Sportgäste oder sensationslüsterne Redaktoren kilometerweit in die Umgebung.

Es ist eine Genuß ganz eigener Art, im Hundegespann zu reisen, mit einem Tempo, das in der Stunde zwischen 18 und 20 km schwankt. Je fünf Hunde bilden ein Gespann; das Zugsystem muß außerordentlich einfach sein, da die Hunde die Eigentümlichkeit haben, fortwährend mitten im raschesten Lauf den Platz im Gespann zu wechseln. Nur wenige Minuten Ruhepause brauchen sie ab und zu; flugs legen sie sich dann in den tiefsten Schnee, wälzen sich, drücken die Schnauze auf den Boden und slißen wieder davon, wenn die lange Peitsche knallt. Ihre Hauptarbeit verrichten sie mit dem Schulterblatt, eine außerordentliche Kraft liegt auch in ihren Hinterbeinen. Der Schwanz ist stets stolz aufwärts gerichtet, und verächtlich laufen sie an jedem Hunde, an jeder Henne vorbei, wenn sie in ihrem Element, in Zug und Riemen, sind. Das Kommando erfolgt in der Eskimosprache: Ai! heißt halt, hop! heißt vorwärts, aschut! schneller, duk-to! ganz schnell, ju! links, zumut! rechts. Ganz vorzüglich ist ihr Ortsinn; eine Abzweigung vom Wege, die sie nur einmal gemacht haben, schlagen sie auch wochenlang später totsicher wieder ein, und die Stellen, wo einmal Halt oder längere Raft gemacht wurde, kennen sie ganz genau, und es braucht energische Kommandos, bis sie weitergehen.

Der Kopf der Tiere erinnert an Wolf und Igel; die klugen Augen sind etwas geschliffen, die Schnauze ist lang, sehr schön vor allem das scharfe Gebiß, das auch mit einem dicken Brett fertig zu werden weiß. Die Tiere sind absolut

nicht böse, und wenn sich erst die erste Aufregung gelegt hat, die bei jedem Insfreilassen eintritt, so benehmen sie sich bald sehr manierlich, spielen mit dem Fremden und lassen sich willig ins Geschirr nehmen. Auch Zuwachs haben sie schon erhalten, doch ist die väterliche Begeisterung so stark und ungestüm, daß zu empfehlen war, die Davoser Polarjugend mit der Hundemama abseits aufwachsen zu lassen.

Es steht zu hoffen, daß die Schweizer Luft den Polarhunden bekommt und sie sich bald heimisch fühlen; auch der Wintersport kann allerlei Abwechslung vertragen, und hier bietet sich eine Attraktion dar, deren Entwicklung die interessierten Kreise volle Aufmerksamkeit schenken dürften.
W. B.

□□

Ein Vorläufer des Unterseebootes. Wenn auch die Unterseeboote, die im gegenwärtigen Krieg eine außerordentlich wichtige Rolle spielen, eine Erfindung der letzten Jahrzehnte sind, so reichen doch die Versuche, durch Unterseeboote praktische Erfolge zu erzielen, bis in den Beginn des vergangenen Jahrhunderts zurück. Der erste, der sich ernstlich mit dieser Frage beschäftigte, dürfte ein gewisser Johnstone gewesen sein, ein Mensch von zweifelhafter Herkunft, der sich jahrelang als Schmuggler durch alle möglichen Gewässer hindurchgeschlagen hatte, aber zu einem gewissen Ruf gelangte, als er 1801 das Schiff Nelsons nach Kopenhagen steuerte. Die von Johnstone erdachte Konstruktion eines Unterseebootes war von verblüffender Einfachheit; denn das Schiff, das gegen das Eindringen von Wasser vollständig gesichert war, sollte nur durch das Auf- und Abwickeln schwerer Gewichte zum Steigen und Sinken gebracht werden. Mit einem solchen Boot plante Johnstone eine Fahrt nach St. Helena, um den gefangenen Kaiser Napoleon von dort zu befreien und nach Europa zu bringen. Auf dieser Fahrt wollte er sich am Tag womöglich unter Wasser halten und nur nachts emporsteigen, um dadurch der Aufmerksamkeit der die Insel umschwärmenden englischen Kreuzer zu entgehen. Sollte er aber nachts, was er nicht annahm, wirklich einmal bemerkt werden,

so wäre es ihm nach seiner Meinung ein Leichtes gewesen, sich durch Untertauchen jeder weitem Nachforschung zu entziehen. Im Jahre 1817 begann Johnstone auf einer Werft bei London den Bau seines Unterseebootes; aber die eigenartige und seltsame Form des Bootes erregte den Verdacht der englischen Regierung, die ungeachtet aller Proteste das halbvollendete Boot wegnahm und dem Erfinder jede weitere Tätigkeit auf einer englischen Werft untersagte. Es ist zweifelhaft, ob Napoleon jemals Kenntnis von diesem kühnen Befreiungsversuch erhalten hat; wenn er ihn erfuhr, so würde er sich daran erinnern haben, daß ein ähnliches Boot etwa zehn Jahre vorher auf ein Schiff Jagd gemacht hatte, an dessen Bord er sich selbst befand. Auch damals war es Johnstone, der durch Untertauchen das Schiff des Kaisers zum Kentern bringen wollte, und Napoleon entzog sich nur dadurch der Gefahr, daß er beim Anblick des seltsam geformten Bootes die sofortige Rückkehr in den Hafen von Blythingen befahl.

□□

Telephon-Welt-Rekord. Den neuesten Telephonweltrekord hat neuerdings Amerika aufgestellt, indem vor kurzem zum ersten Mal ein Telephongespräch zwischen Neu-York und San Franzisko stattfand auf eine Entfernung von 5792 km. Die heute durch die Verbindung von Neu-York und San Franzisko vollendete Telephonlinie durch ganz Amerika hat sich in einzelnen Fortschritten stets weiter ausgedehnt. Seit 1893 telephonierte man von Neu-York nach Chicago auf eine Entfernung von 1448 km; 1911 erreichte die Linie Denver am Fuße der Rocky Mountains und damit eine Entfernung von 3379 km; zwei Jahre später war Salt Lake-City auf eine Entfernung von 4183 km mit Neu-York verbunden. Diese Fortschritte wurden durch die Verbesserung der Linie selbst, vor allem aber durch die Verbesserung der telephonischen Apparate erreicht. Das größte Hindernis bestand in dem Widerstand, der bei einer so gewaltigen Länge des Drahtes dem Durchgang der schwachen elektrischen Ströme entgegengelegt war, die beim Telephon verwendet werden. Um die Verbindung mit San Franzisko durchzuführen, hat man

diese Schwierigkeit gehoben durch die Anlage von drei Relais, eines neuen Systems in Pittsburg, Omaha und Salt Lake-City, wodurch die notwendige Verstärkung der elektrischen Kraft erfolgt. Die transkontinentale Telephonlinie der Vereinigten Staaten umfaßt vier Kupferdrähte, die zu zwei Gruppen vereinigt sind, von denen die eine der Abgabe, die andere der Rückkehr des Stromes dient. Das Gesamtgewicht der Drähte beläuft sich auf 2,687,680 kg, und es sind nicht weniger als 130,000 Telegraphenstangen notwendig, um den Strom von Neu-York nach San Franzisko zu leiten.

□□

Statistik über Kriegsliteratur. Wer jetzt einen Blick auf die Schaufenster unserer Buchhandlungen wirft, wird beinahe nichts anderes entdecken als Bücher über den Krieg, Bücher in deutscher, englischer und französischer Sprache, in allen Formaten und allen möglichen Ausstattungen, Bücher mit Bildern und Bücher mit Karten, dicke Bände und dünne Broschüren, Prachtwerke und wieder schlicht gehaftete Ausgaben. Berufene und Unberufene tragen Material ins Meer der Kriegsliteratur, die Dichter blasen die Kriegstrompete, Strategen geben kriegerische Ratschläge, die Volkswirtschaftler erheben belehrend den Finger, und der Romanschriftsteller verdaut in ein paar Wochen einige Monate Kriegsgeschichte und schustert dann schleunigst einen Kriegsroman zusammen. Wer zeichnen und malen kann, skizziert und pinxelt drauflos, den Kriegsberichterstattem wird durch die sogenannten „Spezialzeichner“ wirkliche Konkurrenz gemacht, und als Helden hinter der Front greifen sie beide nach dem Lorbeer des Kriegsruhms. Ihr Schutzengel muß es wirklich



Das Gespann im Zug. Phot. Dr. Leemann, Davos.

gut mit ihnen meinen; sieht man ihre Bilder und liest man ihre Berichte, so sind sie alle im fürchterlichsten Granatfeuer gewesen: Schrapnellplakten in ihrer nächsten Nähe, und Flintenkugeln pfliffen ihnen zwischen den Beinen durch. Aber verletzt ist merkwürdigerweise doch noch keiner geworden, und gefallen ist noch viel weniger einer. Sie werden fröhlich weiter schreiben und weiter spezialzeichnen, bis der Krieg vorbei ist. Der Kriegsphotograph knippt, und der Kriegskinetograph kurbelt, auch die Kriegskomponisten sind längst schon an der Arbeit, nur der Kriegsphonograph steht uns erst noch bevor, der der Menschheit eine Walze beschert, die eine Schlacht nach der phonetischen

weist sie aber auch die lobenswerten Bemühungen des deutschen Verlagsbuchhandels, das Seinige zur Erhaltung und Hebung des Wirtschaftslebens beizutragen. Buchdruckereien, Papierfabriken, Buchbindereien und alle die Tausende und Abertausende von Mitarbeitern am Buchhandel bleiben dadurch in Tätigkeit und verfallen nicht der Arbeitslosigkeit.

Man hat den Versuch gemacht, die 1416 Kriegswerke zu gruppieren: eine Aufstellung ist dabei herausgekommen, die nicht uninteressant ist, und wir möchten daraus einige Zahlen notieren. An der Spitze stehen Predigten und Ansprachen mit der Ziffer 182, dann folgen Abhandlungen über den Krieg (150), Erbauliche



Der Widmannbrunnen in Bern (Architekten: Alfred Lanzrein und Max Luz, Thun). Phot. J. Bauler, Bern.

Seite hin in der guten Stube vor uns spielen läßt.

Vor uns liegt eine Statistik über die Kriegsliteratur, die nur die ersten vier Monate des Krieges beschlägt und die nur deutsche Erscheinungen behandelt. 478 Bücher jeder Art über den Krieg erschienen in den ersten zwei Monaten, und 938 sind es in den folgenden Monaten geworden, zusammen also 1416 Kriegswerke, die, wie es scheint, alle ihre Abnehmer finden und in die Millionen von Exemplaren verbreitet werden. Natürlich hat diese umfangreiche Produktion auch ihre gute Seite; einmal zeugt sie für das lebhafteste Interesse des Publikums für den Krieg, dann be-

Schriften (140), Gedichte (106), Abhandlungen über Streitkräfte (77), Bekanntgabe der Kriegsgesetze (75), Kriegschroniken (68), Arbeiten über die fremden Staaten (64), Soldatenlieder (56) und Dramen (51). Karten über die Kriegsschauplätze erschienen bis Anfang Dezember 227, Romane und Novellen 19, Arbeiten über das Sanitätswesen 26.

Neuere Zahlen liegen noch nicht vor. Die Zahl 2000 wird aber längst erreicht worden sein, da seither Hunderte von Berichten und Briefen aus dem Felde, Mitkämpfererlebnisse und wirtschaftliche Abhandlungen erschienen sind, und bis zum Ende des Krieges wird es wohl so bleiben.



Turnus 1915.

Ferdinand Hodler. Flieder.
Erworben vom Kunstsalon Wolfsberg, Zürich.

